

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 15 (1831)

32 (9.8.1831)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-780753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-780753)

Oldenburgische Blätter.

Nro. 32. Dienstag, den 9. August 1831.

Ein Lied vom Löwenkampfe.

Das nachfolgende Lied ist nirgends abgedruckt, und nirgends angeführt. Es befindet sich in einem Exemplare von Gryphianders Schauspiel von Friedrich dem Löwenbekämpfer *), welches ehemals in des Etatsraths von Witken Besitz gewesen ist, der dies Gedicht hineingeschrieben, jedoch nicht dabey bemerkt hat, woher er solches genommen. Daß alte Volkslieder über diesen Gegenstand existirt haben, versichert Meibom (Scr. Rer. Germ. Tom. 2. und in der Vorrede zu Gryphiandri Leomachus)

und der Verf. der „Dän. actenmäßigen Ursachen ic.“ vom J. 1670. S. 139. Es sollen davon ehemals Bruchstücke im Archive gewesen seyn. **) — Ohne Zweifel ist das ursprüngliche Original plattdeutsch gewesen, und dieses eine viel neuere Uebersetzung, welches manche Veränderung mag veranlaßt haben; auch scheint die Abschrift von einem, an mehreren Orten durch Alter oder schlechte Handschrift unleserlich gewordenen Exemplare genommen und durch willkürliche Conjectur manches corruptirt zu seyn.

*) Joannis Gryphiandri, Oldenburgo-Frisii, Fridericus Leomachos, Comoedia etc. Helmstadii à Studiosis publice exhibita. Magdeb. 1609. Gryphiander (Griepenkerl) im Oldenburgischen im J. 1580. geboren, war zu seiner Zeit als Rechtsgelehrter und Geschichtschreiber berühmt; er war 1612. Prof. in Jena, woher er 1618. als Rath und Richter nach Oldenburg berufen wurde, wo er d. 15. Dec. 1652., 72 J. alt, starb. Sein Frid. Leomachus ist so selten geworden, daß man dessen Existenz bezweifelt hat; das gedachte Exemplar, welches Witken besessen hat, befindet sich in der hiesigen Bibliothek, und ist wohl das einzige, welches hier im Lande vorhanden ist; es wurde derselben von dem im Jahre 1797. verstorbenen Advocat Wesenbrink in dessen Testamente, nebst mehreren andern seltenen Oldenburgicis, vermacht.

**) s. v. Hal. Gesch. Old. Th. I. S. 146. — Meibom sagt in der Vorrede zu Gryph. Leomachus: — suffragantur cantilenae a majoribus compositae et ad nos propagatae. — In den „Actenmäßigen Ursachen ic.“ heißt es: „Die alten Ammerländer und Friesen haben auch von Graf Friedrichs Löwenstreit Lieder gehabt, und solche zu ihrer Ergözung in ihren Versammlungen gesungen, wovon noch im Oldenburgischen Archive Reliquiae ersichtlich.“



Dienen und Lehren und mehrere andere der vorkommenden Schlußworte reimen wohl im Plattdeutschen, aber nicht im Hochdeutschen; das Plattdeutsche scheint jedoch sich mehr dem Holländischen und Flämischen genähert zu haben, als das jetzt hier übliche. — Auffallend ist es, daß das Detail der Ueberlistung des Löwen, welches doch in einem Volksliede an seiner Stelle gewesen wäre, ganz weggelassen ist; es heißt bloß: „das Gräßliche Blut fand einen Rath, womit er den Streit gewonnen hat.“ Wahrscheinlich standen im Original ganz andre Worte. Das Alter des Liedes möchte schwer, auch nur approximativ, zu bestimmen seyn. Ist die Fabel von den rothen Strichen, die Kaiser Heinrich 4. auf den Schild des Grafen Friedrich zog, von Hamelmann ganz erdichtet worden, so könnte das Lied freylich nicht älter als 1600. seyn. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß Hamelmann die Fabel schon durch Lieder und Sagen verbreitet vorfand, und solche nur durch die Aufnahme in seine Chronik zu einem wirklichen Ereigniß erhob. Bekanntlich steht dieser Zusatz vom Wappen noch nicht in der Rasteder Chronik, die des Löwenkampfes zuerst erwähnt; deshalb aber kann der Rasteder Mönch die Sage vom Wappen auch schon gekannt, und nur eine andre Erklärung der rothen Balken vorgezogen haben; zu der Fabel vom Löwenkampf mag er aber auch wohl den Stoff schon in Liedern und Sagen vorgefunden haben. In diesem Falle könnte dies Lied vielleicht schon lange vor 1400. abgefaßt seyn. — Hätten wir noch das alte vollständige plattdeutsche Original, so würde manches, was

jetzt keinen hinlänglichen Sinn und Zusammenhang hat, sich aufklären. — Ein Hauptzweck scheint dem Dichter gewesen zu seyn, die dem Lande durch diesen Kampf (der etwa im J. 1074. vorgefallen seyn soll) vermeyntlich erworbene Lehnsfreyheit zu preisen. (Vielleicht hatte man diese vermeynte Lehnsfreyheit vermengt mit der 200 Jahre später (1232.) vom Kaiser Friedrich II. gewährten Bestätigung mehrerer Freyheiten; s. v. Hal. Gesch. Old. Th. 1. S. 177.) Am Schlusse heißt es daher: So haben wir durch die Grafen Huno und Friedrich die Freyheit in unserm Lande bekommen. (Statt erhalten oder bekommen mußte im Hochdeutschen das plattdeutsche verkregen stehen bleiben, um den Reim auf wegen nicht aufzugeben. Das Wort „Das“ im Anfange der dritten Zeile vom Ende giebt gar keinen Sinn; vermuthlich hat im Altessaischen Original gestanden Dus oder Düs, welches im Holländischen noch jetzt so bedeutet, oder also, auf die Weise u.)

1. Von Freuden wollen wir muthig seyn,
Und singen von unsern Landesherrn fein;
Zu Oldenburg sind sie geboren:
Wie daß ihr Stamm berühmet sehr,
Ihr Geschlecht auch hat gar große Ehr,
Und nimmer wird gehn verloren.
2. Kaiser Hinrich hatte ausgesandt
Aus seinem Reich ins Niederland
Zu Königen, Fürsten und Herren,
Wie sie ihm sollten gehorsam seyn,
Daß sie wären worden Kaiser: Freyn
Durch Willen und Günst der Kaiserin.
3. Graf Huno, ein Herr sehr klug und weis,
Zu seinem Lande thät vielen Fleiß,



Mit Ernst wollte er es regieren;
In Gottesfurcht war er ganz rein,
Und auch seine liebe Frau dabei,
Gottes Gnade nicht zu verlieren.

4. Kaiser Heinrich aber alsbald zur Hand,
Der ließ ausschreiben in alle Land,
An Könige, Fürsten und Herren,
Wie sie der Krone sollten dienen,
Und ihre Länder von ihm lehnem,
Auch seine Boten nicht verunehren.

5. Als nun Graf Huno sogleich nicht kam,
Da wurden ihm alle Herren gram,
Man that ihn vorm Kaiser verklagen.
Drauf schwur der Kaiser einen Eid,
Und schrieb Graf Hunen zur selben Zeit;
Sein Zorn war gar nicht zu tragen.

6. Der Kaiser seine Boten ausandte,
Ließ Hunen holen aus seinem Land,
Seinen Ungehorsam zu strafen;
Und daß er einen sollte mitbringen,
Der mit einem Löwen könnte ringen,
Da sollte er han mit zu schaffen.

7. Graf Huno das Geboth nicht verfaß,
Er eilte zum Kaiser, es nicht vergaß,
Und sprach: Großmächtigster Kaiser!
Herren!
Nun komm' ich zu der Krone gegahn;
Was hab' ich ihr für Leid gethan,
Daß man den Zorn zu mir thut kehren?

8. Der Kaiser sprach im zornigen Muth:
Bist du, Graf Huno, denn allzu gut?
Wie bist Du allein so verbolgen?
Die Könige, Fürsten, Grafen, Herrn,
Die thun sich alle zu mir kehren,
Und Du verschmähst, Uns zu folgen?

9. Graf Huno sprach mit Sanftmüthigkeit:
Ich habe niemand gethan kein Leid,
Ich habe Gott allzeit gedienet;
Wie sieh' ich nun in Dienstbarkeit,

Und bin nach Eurem Willen bereit;
Was ist denn, daß Ihr nun meynet?

10. Der Kaiser sprach im zornigen Muth:
Was solch ein Herr aus Niederland thut,
Das sollst Du jetzt hier ausbreiten;
Mit einem Löwen grimmig von Muth
Sollst Du dran wagen Leib und Blut,
Da sollst Du mit kämpfen und streiten.

11. Und als Graf Hune nun solches sah,
Daß kein Vertrag vorhanden da,
Sprach er zum Sohn mit Sinnen:
Ach! Friedrich, lieber Sohne mein!
Willst Du nun hier mein Kämpfer seyn,
Daß wir den Streit gewinnen?

12. Graf Friedrich sprach aus freischem Muth:
Für meinen Vater wag' ich mein Blut,
Den Löwen will ich nicht scheuen,
So sey Herr Jesus der Helfer mein!
Dann will ich zu der Ehre sein
Zu Rasteb' ein Kloster erbauen.

13. Als nun Graf Huno sah die Noth,
Daß sein Sohn wollt gehn in den Tod,
Auf den Kaiser that er merken;
Er zückte sein Schwerdt und dräute sehr;
So sein Sohn umgekommen wär,
Er hätte es nicht lassen stecken.

14. Das Gräflich Blut fand einen Rath,
Damit er den Streit gewonnen hat,
Er stach den Löwen todt mit Muth.
Er ging ganz unversehrt davon,
Und meldet es dem Kaiser an;
Sein Schwerdt war roth vom Blute.

15. Dem Kaiser es groß Wunder nahm,
Wie das grimme Thier zu Tode kam;
Es war dem Kaiser nicht zu Muth.
Er nahm den güldnen Schild in die Hand,
Ging hin, wo er den Löwen fand,
Und nezt den Finger im Blute.

16. Er zog ihm drauf die zwey Striche gut,



Mit des sehr grimmigigen Thieres Blut,
 Das er nun hat' überwunden.
 „Seht da, ihr edlen Herren von Ehat,
 Ich will euch erzeigen Huld und Gnad
 Von nun an zu allen Stunden!

17. Ich will euch geben dazu noch mehr,
 Ein Heldenzeichen zur großen Ehr,
 Ein Kreuz mit einer Spizen;
 Auch will ich euch geben Kaiser frey,

Und euch da halten treulich key,
 Die Freyheit allzeit zu besitzen.“

18. Mit Freuden und auch mit Fröhlichkeit
 Sind gezogen die Herren ohn' alles Leid
 Wieder heim zu ihrem Lande.
 Das haben wir von ihrentwegen
 (Gott sey Lob, Preis und Ehre!) gekregen
 Die Freyheit in unserm Lande.

Rath, die Wintersaat im Frühjahr mit Erde zu überwerfen.

Ich habe es immer sehr vortheilhaft gefunden, durch Nachfröste und Nässe beeinträchtigte Wintersaaten im zeitigen Frühjahr, sobald die Felder einigermassen abgetrocknet waren, mit Erde zu überwerfen. Das Material hierzu nahm ich aus den Furchen der 20 Fuß breiten Beete, indem ich selbige in einer Tiefe von 6 und einer Breite von 18 Zoll ausgraben und die Erde, um keine Pflanzen zu ersticken, recht gleichmäßig über das Feld verbreiten ließ, was, bey der angegebenen Breite der Beete, auch sehr gut von Statten ging, da die Arbeiter, in den Furchen stehend, die Erde links und rechts bequem bis an den Mittelrücken schleudern konnten. — Für die laufende Ruthe zahlte ich, je nach der Beschaffenheit des Bodens, 3, 4, 5 — 6 Pf.; hierbey kam ein Magd. Morgen mit Erde zu überwerfen 1 — 1½ Rthlr. zu stehen. Die Erde der thonigen Bodenarten ließ ich, ehe sie ausgestreuet wurde, gehörig zerkleinern, und wenn sie dennoch an manchen Stellen zu dick lag, ließ ich mit dem Rechen nachbessern. War das Feld trocken, so wurde es, um

die Wurzeln der etwa aufgefrorenen Pflanzen mit der überworfenen Erde in genauere Verbindung zu bringen, gewalzt; war es dagegen feucht, so ließ ich eine Heerde Schafe darüber treiben. Diejenigen Stellen aber, wo alle oder die meisten Pflanzen durch Nässe, Nachfröste, Schnecken, Mäuse und sonstiges Ungeziefer vernichtet worden waren, besäete ich vor dem Ueberwerfen mit Erde, mit Sommerrocken oder Sommerweizen; dieser ging dann nicht nur sehr gut auf, sondern vegetirte auch vortrefflich, und wurde jedesmal mit der Wintersaat gleichzeitig reif.

Auf sehr humusreichem Boden zeigt sich das Ueberwerfen mit Erde aus den Furchen besonders nützlich, da hier fast jedes Jahr die Saat auffriert, auch wenn das Feld im Herbst noch so trocken und zeitig besäet ist. Spät gesäete Saaten bestanden sich immer ganz außerordentlich nach dem Ueberwerfen; wenn aber diese Arbeit bis Mitte April verschoben wird, so thut sie nur wenig Wirkung. Selbst die zeitig gesäeten und gut stehenden Win-



terfrüchte vegetiren nach dem Ueberwerfen mit Erde, so bald es frühzeitig geschieht, besser, als die nicht überworfenen, und das kleine Unkraut wird dadurch erstickt. — Eine mit Erde überworfene Winterfaat wird, wie alles in Reihen gesäete und mit Instrumenten behäufelte Getreide, um 8 — 10 Tage später als gewöhnlich reif; weil die Pflanzen aus ihrem Wurzelstocke oder aus den Kronenwurzeln neue Halme hervortreiben, wodurch denn die schon vorhandenen Halme im Wachsthum zurückgehalten werden. — Ich muß

noch bemerken, daß die Beschaffenheit der zum Ueberwerfen dienenden Erde keinen großen Unterschied in der Wirkung hervorbrachte, ja selbst die unfruchtbarste Erde, z. B. Eisengrus, that jedes Mal die besten Dienste. — Ich habe das Ueberwerfen mit Erde niemals bey Sommerfaaten angewendet, bin jedoch im Voraus überzeugt, daß es ihnen ebenfalls sehr nützlich seyn wird.

Göttingen.

D. C. Sprengel.

Die Kartoffelblüthe.

Vor vielen Jahren kam man in Deutschland auf die Meinung, daß es zur Vermehrung der Kartoffeln Knollen nützlich sey, wenn man die Blüthen derselben abbräche; es ist darüber vieles für und wider geschrieben worden, ohne daß man zu einem bestimmten Resultate gekommen ist. — Jetzt ist dieser Gegenstand in Frankreich verhandelt worden, ohne der früheren Deutschen Verhandlungen dabey

zu gedenken. Man ist dort aber schnell damit vorwärts gekommen, und hat alles genau bestimmt. — Wenn man die Kartoffelblüthen abbricht, mithin die Pflanzen keine Früchte tragen, so vermehrt man dadurch die Erndte der Knollen um 7. — Schneidet man aber die Blätter vor der Reife ab, so vermindert man den Ertrag um 2; dies letztere war schon in Deutschland bekannt.

Mittel gegen den Holzschwamm in Gebäuden.

(Aus Pohl's Archiv u. Junius S. 545.)

Zu den neuesten Mitteln gegen den Schwamm in Gebäuden gehört die Holzsäure oder der Holz-Essig. — Betheertes Holz wird nie mit Schwämmen überzogen, weil der Theer zum größern Theil aus Holzsäure besteht,

und in das Holz eingedrungen ist. Tränkt man daher das Holz mit der Holzsäure, so ist dieses nicht nur gegen den Schwamm gesichert, sondern auch sehr dauerhaft gemacht; auch wird es nie vom Wurm angegriffen. Der damit



verbundene Theergeruch verliert sich bald. Man kann auch irgend eine Farbe, als Oker, Bolus &c. damit verbinden. Die

Holz säure kann man jetzt auf allen Apotheken für einen billigen Preis haben.

Reinigen des Rockens vom Mutterkorn.

Auch in diesem Jahre findet sich wieder an manchen Stellen in den Rockenähren sehr viel Mutterkorn, welches man dem um Johannis d. J. häufig eingetreteneu Honigthau zuschreibt, welcher bey dem damaligen beständigen Nordwinde, wo durch die schnelle Abwechslung warmer Tage mit kalten Nächten die Aus-

dünstung des Getreides stockte oder niederschlug, entstehen mußte. Es möchte daher auch jetzt wieder gerathen seyn, das sorgfältige Reinigen des Rockens vom Mutterkorn zu empfehlen, um sich gegen die nachtheiligen Folgen des Genusses desselben zu sichern.

Nieberding.

Ueber Zunahme der Lebensdauer.

Ueber die Zunahme der Lebensdauer und über die Sterblichkeit hat der Herr D. Odier in Genf, nach lange Jahre hindurch geführten Registern, interessante Vergleichen ange stellt. Es erhellet daraus, daß das Verhältniß, in welchem die Menschen am Leben bleiben, so wie die Durchschnittssumme der Lebenden vom 16ten Jahrhundert bis zum J. 1826. in beständiger Zunahme begriffen ist. Vorzüglich gilt dies von den frühesten Perioden des menschlichen Lebens, wogegen bey den späteren ein ganz kleiner Rückschritt sich zeigt, welcher indeß jene Zunahme bey weitem nicht aufwiegt. Es ist also klar, daß die Sorge, welche wir auf das kindliche Alter wenden, die Existenz desselben verbessert. Die Wahrscheinlichkeit des längern Lebens der Weiber ist größer, als die Lebenswahrschein-

lichkeit der Männer, und nach den Sterberregistern, die Herr Odier von 1803. bis 1813. verglich, haben verheyrathete Frauen und Wittwen noch einen Vortheil über Unverheyrathete (ungeachtet des Nachtheils der Kindbetten) der sich verhält wie 112 $\frac{7}{10}$ zu 100. Durch das Wochenbett soll, nach ihm, unter 18 Frauen Eine sterben. — Jener Wachsthum berechtigt uns zu der Annahme, daß in der Lebensweise überhaupt eine merkliche Verbesserung eingetreten sey; und unter den Ursachen dieser Verbesserung muß man hauptsächlich die Vervollkommnung der physischen und moralischen Erziehung anführen, welche die Laster und Ausschweifungen, zu welchen ein unwissendes Volk mehr geneigt ist, als ein aufgeklärtes, zum Theil verbannet hat. Hierzu kommt die größere Ruhe und



Sicherheit, welche eine geregelte Lebensart begünstigt, so wie die Fortschritte der Heilkunde, welche insbesondere durch die Einführung der Blattern: Impfung ohne Zweifel zur Verlängerung des Lebens mächtig beygetragen haben.

Bei Betrachtung der langsam fortschreitenden Volksvermehrung ist es eine wichtige Frage, auf welche die rasch fortschreitende Cholera: Krankheit uns hinweist, ob bessere Polizey und vervollkommnere Wissenschaft gegen das Eindringen einer so verheerenden Seuche

schützen, oder ihren Fortgang und ihre verderblichen Wirkungen abzuwenden vermögen. Vor Jahren schon äußerte Niebuhr (Röm. Gesch. Bd. 2. S. 104. Erste Ausg.) sich sehr misstrauisch über den herrschenden Glauben, daß von Pest und andern Seuchen jetzt nicht so leicht etwas zu befürchten sey. Der D. Schnurrer in Tübingen hat neulich die Frage: Ist die Vertilgung der Pest durch das Eindringen westeuropäischer Polizey in den Orient möglich? fast auf dieselbe Weise, wie Niebuhr, beantwortet.

Verfall der Pferdezuht in England.

Der Englische Thierarzt Castley sagt in seinem Veterinarian: (Jül. 1830.) — „Wer in den letzten 20 Jahren Gelegenheit gehabt hat, einige der großen Pferdemärkte im nördlichen England zu besuchen, muß über den kläglichen Verfall erstaunen, den man daselbst seit einigen Jahren in der Güte und Beschaffenheit der zum Verkauf ausgestellten Halb- und Dreiviertel: Blutsperde wahrnimmt.“ — Der Mangel an guten Stuten ist die Hauptursache dieses Verfalls, und ist es gleichfalls in Deutschland, weshalb wir in der Vervollkommnung derselben keine größere Fortschritte machen. Der früherhin in den Mägelsinschen Annalen und anderweitig gemachte Vorschlag des Ankaufs von Stuten in England, war daher nicht so ganz verwerflich. Hundert Stück, vor acht bis zehn Jahren in England angekaufte Halb- und Dreiviertel: Blutsperde, sogenannte

Hunter, würden unsere Pferdezuht gegenwärtig wahrscheinlich in einen blühenden Zustand versetzt haben, und Herr Castley würde jetzt vielleicht gute Arbeits- und Reitperde bey uns finden, die er in England vergeblich sucht. — Herr Castley hofft, daß wieder bessere Zeiten für die Englischen Landleute eintreten werden, um keine Veranlassung mehr zu haben, sich von guten Stuten zu trennen; vor 20 Jahren trennte sich der Englische Pächter lieber von seinem Hemde, als von seiner Stute; die schlimmen Zeiten haben ihn aber so weit gebracht, alles wegzugeben was er besitzt. — Daß die Deutsche Pferdezuht keine solche Fortschritte macht, als man in allen Beziehungen erwarten könnte, wird, wie gesagt, ebenfalls durch den zu frivolsten Verkauf der guten Zuchtstuten begründet. Es giebt nicht leicht einen Pferdezüchter, der nicht selbst seine besten Zuchtstuten zum Verkauf feil stellen sollte.



Die Bienen.

„Wie freundlich scheint die Sonne heut,
Die sich der Festtagsstille freut!
Gott selber ruht, und glänzend, schau!
Liegt hier sein Frieden auf der Au!
Drum, statt das müde Bleh zu quälen,
Siß her und laß Dir eins erzählen!“

So rief dem Enkel, der am Pflug
Des Vaters Stiere keuchend schlug, —
Gebückt am Stabe, silberweiß,
Von eines Klee-felds Rand, ein Greis;
Und hastig, wie er kam im Sprunge,
Warf sich ins Gras der wilde Junge.

Da sprach der Alte: „Siehst Du, Kind!
Dein Vater und die Bienen sind
Allein zur Arbeit heut im Feld;
Doch weißt Du, was die Bienen hält,
Die sonst aus jeder Blüthe schlürfen,
Daß sie den Klee nicht kosten dürfen?“

„Als noch vor manchem lieben Jahr
Das Paradies auf Erden war,
Das jetzt im Himmel ist, — und bald,
Hoff ich, sey dort mein Aufenthalt —
Begehrten schon des Klee's die Bienen,
Statt Gott am Tag des Herrn zu dienen.“

„Da kam von droben der Bescheid:
So Ihr nicht schwärmt zu jeder Zeit,
Ihr heilig haltet meinen Tag:
Was Ihr begehrt Euch werden mag! —
Doch war's zu viel den kargen Thieren,
Die Sonntagserndte zu verlieren.“ —

„So wie das süße Herrgottsbrod
Den Bienen nun der Herr verbot,
Ist auch das Paradies verstell't
Dem Volk', das keinen Festtag hält;
Denn nicht mit Sorgen, Seizen, Dringen
Läßt sich der Segen Gottes zwingen.“

Das hörte stumm der Ackermann,
Und trieb sein Vieh noch härter an;
Der Unmuth bald das Herz ihm brach,
Bis er die trog'gen Worte sprach:
„Wenn wir nicht mehr für Andre säen,
Will ich zur Kirche beten gehen!“

„Bis dahin hat 's noch gute Weil';
Sorgt nicht für meiner Seele Heil;
Und wenn ihr meint, daß ich's verlor,
So sagt Eu'r Nährlein denen vor,
Die uns den letzten Muth und Glauben,
Den letzten Trost und Heller rauben.“

Stuttgart.

Pfizer.

(Benachrichtigung.) Hr. E. J. zu W. wird von dem Herausgeber inständigst ersucht, ihn mit seinen, in jeder Hinsicht gar zu erbärmlichen Reimen zu verschonen. Sein nächster Brief wird auf seine Kosten unnerbrochen zurückgesandt werden.

